

Joachim Bartholomae:

So machen das die Homos - Schwules Leben in der Literatur

Leseprobe

...

III

Insgesamt dreizehn (...) Romane bieten Innenansichten aus einer zwielichtigen Welt. Unter dieser Überschrift lassen sich einige ansonsten höchst unterschiedliche Titel zusammenfassen; da sind zum einen Beschreibungen der Schwulenszene der Sechziger- und Siebzigerjahre, wie Hubert Fichtes „Palette“, Eppendorfers „Ledermann“, Schults „Besuche in Sackgassen“ und Foelskes „Anatomie eines Gettos“, andererseits historische Vorläufer wie Rexhausens „Berührungen“, Crisps „Crisperanto“ und Prousts „Sodom und Gomorrha“, Berichte aus anderen Kulturen wie Burroughs „Naked Lunch“ und Tavels „Stufen“, und moderne Erkundungen wie Picanos „Gefangen in Babel“, Hollerans „Tänzer der Nacht“, Navarres „Loukoum“ und Friedrich Kröhnkes „Ratten-Roman“. Es mag verrückt klingen, aber in Hinblick auf unser Thema haben all diese Autoren genau das gleiche zu sagen: Es gibt eine Gegenkultur, zu der jedem Zugang gewährt wird, der als Schibboleth den Regeln der bürgerlichen Gesellschaft entsagt. Dabei spielt es keine Rolle, ob das freiwillig oder aus der Not heraus geschieht. Die Kommunikation über Achtung findet hier im Grunde als Kommunikation über die Verachtung statt, die man den „Philistern“ entgegenbringt. In ihrer Verachtung des Bürgerlichen dürften sich die Gespräche in der Hamburger Palette kaum nennenswert von denen unter Kröhnkes Kölner „Ratten“ unterscheiden. Wenn der Baron de Charlus das Geschäft des Schneiders Jupien betritt, werden Klassenschranken außer Kraft gesetzt, und Prousts Marcel weist ausdrücklich darauf hin, dass die Inversen nur in der Heimlichkeit existieren können. Ronald Tavels Mark führt mit marokkanischen Studenten gelehrte Gespräche, bis ihm höflich mitgeteilt wird, jetzt werde eine homosexuelle Orgie stattfinden, an der er gern teilnehmen könne; andernfalls würde man ihn nach Hause bringen.

Wenn wir Hubert Fichtes „Palette“ als paradigmatisch für diese Thematik zugrundelegen, so steht außer Frage, dass die Stadtstreicher, Huren und Schwulen, die sich Nacht für Nacht in dem Kellerlokal am Gänsemarkt zusammenfanden, ihre Gemeinschaft als „befreites Gebiet“ und ihr Leben als dem der Bürger überlegen empfunden haben. Zu ihnen durfte gehören, wer begriffen hatte, warum das so war, und wer selbst auf irgendeine Weise daran „arbeitete“, im bewussten Gegensatz zur herrschenden Kultur seine Persönlichkeit weiterzuentwickeln. Alle, die dort saßen, hatten am eigenen Leib erfahren, wie schmerzhaft

solches Außenseitertum war; das gleiche gilt für Navarres Luc, der dem Freund Rasky am Krankenbett Bericht über das New Yorker Nachtleben erstattet, wie für Rexhausens Icherzähler auf seinen Reisen um die Welt oder Quentin Crisp in den Straßen Londons. All das erschien den Helden dieser Romane weitaus wertvoller, als zuhause und in Sicherheit zu sein, denn, wie Gunter Schmidt in einem Song des Theaterstücks „Wetten das ist Frau Witten“ (1981) als Refrain immer und immer wieder herausschrie (und die Berliner Schwulenzzeitung es Rüdiger Lautmann entgegenrief), „zuhause ist der Tod“.

Die absolute Notwendigkeit dieser Gegenkultur bringt Edmund White ein seiner Autobiografie der Siebzigerjahre rückblickend so auf den Punkt: „Niemand liebte New York, außer uns, den Außenseitern der Schwulen- und der Künstlerszene aus dem Mittleren Westen. Gebürtige New Yorker hassten ihre Stadt und sparten darauf, nach Kalifornien zu ziehen. (...) Als Hetero wäre ich nicht gezwungen gewesen, in New York zu leben und statt der Bequemlichkeit des Geschäftslebens die bittere Armut der Boheme zu erleiden.“ (2015: 234+270) Darum geht es also. Die Helden der genannten Romane empfinden die Freiheit der Gegenkultur als einen so hohen Wert, dass sie nicht nur Prügel, Hunger und Kälte in Kauf nehmen, sondern auch das Fehlen all der Sekundärtugenden in ihrem Miteinander, die so oft als die eigentlichen moralischen Grundlagen unserer Gesellschaft missverstanden werden. Ein Freund wird dich bestehlen, wenn er Geld braucht, er wird dich vergewaltigen, wenn er geil ist, und er wird dich an die Bullen verraten, um sich selbst in Sicherheit zu bringen. Dafür hat jeder, der so lebt, Verständnis, und das Verständnis von Außenstehenden wird nicht gesucht. Man sieht, das Niveau der Verständigung über individuelle Beweggründe ist in solchen Zusammenhängen sehr hoch, wie explizit oder unausgesprochen diese Verständigung auch sein mag.

Wohlgemerkt: hier ist von Romanen die Rede, und deshalb sollte man sich immer wieder die Frage stellen, welche Beweggründe den Autor dazu gebracht haben, eine solche Perspektive einzunehmen. Das Ausmaß der Romantisierung eines „Lebens am Rand“¹ ist mit Sicherheit gewaltig, aber das ist beim moralischen Aushandeln im wirklichen Leben nicht anders; man denke nur an Sätze wie „Arm, aber ehrlich“ oder „Lieber tot als rot“.

Seit den Neunzigerjahren fällt es schwer, unter den Neuerscheinungen schwuler Autoren vergleichbare Ausflüge in Gegenkulturen zu finden; an die Stelle gesellschaftspolitischen Aufbegehrens ist eine private Nabelschau getreten, und wer es mal

¹ So der deutsche Titel des Romans „People in Trouble“ von Sarah Schulman, der 1990 (dt.: 1992) wohl zum letzten Mal am Beispiel der amerikanischen Act Up Bewegung (die mit der deutschen Bewegung nur den Namen gemein hatte) vom lebenspraktischen Wert gegenkultureller Netzwerke erzählte.

so richtig krachen lassen will, fährt nach Gran Canaria – mit Rückfahrkarte. Und äußert sich doch einmal die Sehnsucht nach dem ganz Anderen, löst sie Befremden aus.

So schreibt der homosexuelle Autor Joachim Helfer 1998 völlig verständnislos über einen aidskranken² Schwulen, der sich nichts sehnlicher wünscht, als noch einmal im Park zu cruisen: „Mathieu – der sich am dreißigsten Geburtstag von Florian (...) ins Auto tragen ließ – ein Bündel Knochen, kaum schwerer als die luftgetrocknete Kindermumie aus Peru (...) Mathieu – der statt durch den laubfarbenen Oktobernachmittag zur schrillen Nachtschwärmerzene im Bois de Boulogne chauffiert werden wollte (...) Mathieu – mein Gott, Mathieu.“ (2000:177ff)

IV

Außer diesen vielfältigen Berichten aus der Twilight Zone gibt es ein ganzes Collier von Solitären, die in keine Schublade passen. Zum Beispiel Wolfgang Koeppens „Der Tod in Rom“, ein kleiner Roman, in dem Homosexualität zwar dramaturgisch von großer Bedeutung ist, rein quantitativ aber verschwindend wenig Raum einnimmt. Dennoch, in der literarischen „Dürrezeit“, in der er erschien, wurde er von homosexuellen Lesern stark rezipiert. Anlässlich eines Konzerts zeitgenössischer Musik treffen einige Verwandte und Freunde in Rom zusammen. Am Ende stirbt ein alter Nazi, nachdem er im Wahn einen letzten Mord begangen hat, und Siegfried, ein homosexueller Komponist, verlässt das moralisch noch immer verkommene Europa. Wohl kaum ein anderer Roman ist vom zeitgenössischen Publikum derart missverstanden worden, und deshalb gehört er unbedingt in diese Übersicht: Nachdem die Exilliteratur so überaus nachhaltig die Propagandaformel des „schwulen Nazi“ geprägt hatte, gingen die Leser und Rezensenten 1954 ganz selbstverständlich davon aus, dass Siegfried, die einzige homosexuelle Figur, der Bösewicht in dieser Geschichte sein musste. Zu welchen intellektuellen Verrenkungen das führte, ist bei Gary Schmidt nachzulesen (2001:75-104). In der moralischen Debatte war Homosexualität noch immer ein größerer Makel als die nationalsozialistischen Verbrechen gegen die Menschlichkeit. Koeppen wiederum interessiert sich wenig für Siegfrieds sexuelle Neigung, er instrumentalisiert dessen Homosexualität lediglich als eine Art moralisch begründeten Fortpflanzungsverzicht:

² Das Thema Aids war 1989 noch nicht in der deutschsprachigen Literatur angekommen – mit Ausnahme der erwähnten Erzählung Detlev Meyers, dessen souveräner Zugang bis heute nur von wenigen Anderen (Seyfarth, Baldiga) erreicht wurde. Der homosexuelle Literaturwissenschaftler Popp verbietet sich noch Jahre später „aus schlichte[r] Achtung vor der Intention“ jede akademische Auseinandersetzung mit Aids-Romanen (s. dazu die Debatte Marber/Popp in Literatuzzi 12/1992).

„Der Gedanke, ein Leben zu verursachen, das unabsehbaren Begegnungen, Zufällen, Aktionen und Reaktionen ausgesetzt sein und durch Tat, Gedanke oder weitere Vermehrung seinerseits wieder noch in alle Zukunft wirken konnte, die Vorstellung, Vater eines Kindes zu sein, diese Herausforderung der Welt, entsetzte ihn wahrhaft und verdarb ihm den Umgang mit Mädchen.“ (1996:552)

Wenn der Homosexuelle auch am Ende als „der Gute“ aus den moralischen Verwicklungen hervorgeht, ist diese Güte jedoch die Funktion einer Art zölibatärer, mönchischer Reinheit - was Koeppen - bei aller politischen Heilsicht - in Fragen der Geschlechtlichkeit als unzeitgemäß ausweist.

...